

Ungewöhnliche Geburt eines Vaters

Es brauchte zahlreiche Jahre der Begleitung, mit Hindernissen und Erfolgen, bis sich François* so richtig als Vater fühlen konnte. Zusammen mit den Betreuungspersonen, die ihn in diesem langen Prozess begleiteten, erinnert er sich.

Text: Lise Tran

Als François vor 18 Jahren Vater wurde, war dies alles andere als geplant. «Die Mutter wollte das Kind, aber der Vater wollte es nicht», sagt er. Wie hat der 50-Jährige mit einer geistigen Behinderung gelernt, seine Vaterschaft zu leben und damit umzugehen? Seit 2006 durchlief er mehrere Phasen, unterstützt vom Begleitdienst Service d'accompagnement à domicile (Accadom) der Fondation de Vernand in Yverdon, der zurzeit 53 Personen begleitet, 17 davon bei ihrer Elternschaft. In der ersten Zeit traf der Vater seine Tochter, für die die Mutter das Sorgerecht hatte, mehrmals an einem geschützten Begegnungsort. Mit der Zeit und im Einklang mit den Vorgaben des Waadtländer Jugendschutzes entwickelten sich diese kurzen Begegnungen zu mehrstündigen Besuchen, zusam-

Dossier Elternschaft

Wie gehen junge Frauen und Männer, die eine geistige Behinderung haben, mit ihrem Kinderwunsch um?

Erlebnisberichte, Reportagen und ein Interview: Seiten 10–15.

men mit einem Betreuer, und zu Treffen ausserhalb des ursprünglichen Begegnungsorts. «Ich habe mir gesagt: «Was soll das? Will er mich lehren, Papa zu sein? Das ist doch nicht so schwierig!» erinnert sich François, der sich der Begleitung widersetzte.

Begleitete Elternschaft

Neben der Begleitung in Alltagsdingen, etwa seinem Kind zu zeigen, wie es die Zähne putzen soll, ist ein zentraler Bestandteil der begleiteten Elternschaft, die Beziehung zwischen dem Kind und den Eltern zu fördern: «Wenn man lernen will, sich als Mutter oder Vater zu fühlen, muss man einen anderen Blickwinkel einnehmen können. Bei den Besuchen sieht der Vater zum Beispiel, wie wir mit dem Kind interagieren. Das ermöglicht es ihm, uns nachzumachen», erklärt Andrea Mariotta, Betreuer bei Accadom. «Manche Eltern sind zwar bei der Körperpflege sehr kompetent, haben aber emotional gewisse Mängel», ergänzt Nathalie Roman, Betreuerin im gleichen Dienst. Sie erwähnt das Beispiel der Mutter, für die es einen grossen Stress bedeutete, wenn sie ihr Kind auf den Knien hatte und ihm gleichzeitig in die Augen sah. Es war für sie zu viel Nähe. Zudem befürchtete sie, über ihren Blick ein Urteil abzugeben.

Auch François wusste anfangs nicht, wie er sich seiner Tochter Solange* gegenüber verhalten sollte, die nach einer zu frühen Geburt eine leichte geistige Behinderung hat. Und umgekehrt. Es brauchte

schliesslich zwei Jahre der Begegnungen und gemeinsamen Aktivitäten, bis Vater und Tochter Vertrauen zueinander fassten: «Von einem anfänglich panischen Verhalten gegenüber seiner Tochter ist es François schliesslich gelungen, ihr zuzuhören. Er konnte sich auf ihre Ebene begeben, das ist unglaublich», erinnert sich die Betreuerin.

Bewusstsein der eigenen Grenzen

Die Jahre vergehen... und die Schwierigkeiten verändern sich. Wie kann man die grösser werdende Kluft zwischen Vater und Kind überbrücken? Nathalie Roman meint, Solange sei sich zunehmend bewusst geworden, dass ihr Vater gewisse Grenzen hat: «Sie merkte, dass sie ihm beim Lesen und Schreiben helfen konnte. Für sie war ihr Vater anders. Aber ich spürte nichts Negatives in diesem Urteil.» Manche Kinder hinterfragen manchmal ihr «Recht, intelligenter zu sein als ihre Eltern», und rebellieren dagegen. Oder sie lehnen es ab, sich weiter zu entwickeln. François ist sich seiner eigenen Grenzen als Vater bewusst geworden: «Als die Mutter von Solange starb, blieb meine Tochter zuerst bei mir. Dann wurde sie in einer Wohneinrichtung platziert. Ja, ich hätte es gern gehabt, wenn sie bei mir geblieben wäre, da ich doch ihr Vater bin. Nein, denn ich hatte Angst, dass ich ihr nicht bei ihren Aufgaben helfen kann.»

Der Tod der Mutter hat trotz der anfänglich konfliktreichen Beziehungen zwischen den beiden Familien etwas in Bewegung gebracht. Solange wurde es stärker bewusst, dass es in ihrem Leben einen Vater gibt: «Sie war etwa zwölf Jahre alt und besuchte die Heilpädagogische Sonderschule. Damals hat Accadom Schritte unternommen, damit ihr Vater in der Schule eine gewisse Präsenz gewinnen kann. Das Personal wusste nicht einmal von seiner Existenz», erklärt Andrea Mariotta. Heute ist die Beziehung zwischen François und Solange entspannter. Einmal in der Woche schläft sie bei ihrem Vater und seiner Freundin und verbringt auch das Wochenende dort. In Zukunft wird es allerdings anders aussehen: «Wie soll das Zusammenleben mit einer jungen Frau aussehen, die sich der Volljährigkeit nähert? In welchen Punkten kann man ihr Freiheiten gewähren? Dies sind die Fragen, die wir in unseren Gesprächen mit François besprechen», sagt Andrea Mariotta. Solange absolviert jetzt eine Berufsausbildung. Bald wird sie ihre Wohneinrichtung verlassen und eine begleitete Wohnform wählen. Damit öffnet sich für sie eine neue Lebensphase.

*Die hier verwendeten Vornamen von Vater und Tochter sind Pseudonyme.

«... Mutter sein dagegen sehr»

Wie sieht der Alltag einer Familie aus, in der die Mutter eine geistige Behinderung hat? Kann sie die Verantwortung für ein eigenes Kind tragen? Im besten Fall wächst sie sogar an der Aufgabe, aber sie braucht ein verlässliches soziales Umfeld und viel Unterstützung. Wir haben Christina Bayon nach ihren Erfahrungen gefragt.

Text: Susanne Schanda – Fotos: Ruben Hollinger



Christina Bayon geniesst die Zeit mit ihrem Sohn Jamal auf dem Spielplatz.

Jamal war ein Wunschkind. Und doch war der Zeitpunkt seiner Geburt alles andere als geplant. «Es ist einfach passiert», erzählt die 36-jährige Christina Bayon und ergänzt: «Ich wollte immer Kinder und eine Familie haben.» Sie hat sich von Anfang an auf das Kind gefreut, während ihr Umfeld eher besorgt war, ob die junge Frau mit einer geistigen und psychischen Beeinträchtigung diese Aufgabe bewältigen könne. «Sie war früher sehr emotional und aufbrausend und hat noch heute Mühe im Umgang mit Stress», sagt Claudine Marti, Geschäftsführerin von *insieme* Basel, die sie seit zwölf Jahren begleitet. Damals lebte Christina Bayon in einer Wohngruppe von *insieme*. Vom Vater des Kindes, der die Familie mehr belastet als unterstützt hat, lebt sie inzwischen getrennt. Heute ist Jamal drei Jahre alt, lebt mit seiner Mutter in einer Zwei-Zimmer-Wohnung in Basel und besucht die nahe gelegene Kita. Freudestrahlend stapft er seiner Mutter entgegen, in den bunten Gummistiefeln und der zu grossen schwarzen Dächlikappe mit den Initialen NY, die er am gestrigen Besuchstag von seinem Vater bekommen hat.

Ein Tag im Leben

Ein normaler Wochentag läuft bei Mutter und Kind so ab: Christina Bayon steht morgens zwischen sieben und halb acht Uhr auf und weckt Jamal, wenn er nicht schon vor ihr wach wird. «Ich lasse ihn zuerst selbst die Zähne putzen, dann putze ich sie ihm noch richtig.» Bevor sie ihn zu Fuss in die Kita bringt, bereitet sie ihm eine warme Milch vor. Das Frühstück bekommt er dann in der Kita, ebenso das Mittagessen und *Zvieri*. Anschliessend geht sie arbeiten. Gleich um die Ecke, im Bürgerspital Basel, hat sie einen geschützten Arbeitsplatz als Hauswirtschafterin: «Ich putze, koche und mache die Wäsche. Vom zweiten Stock sehe ich direkt in den Hof der Kita», erzählt sie mit einem Lächeln. Um halb fünf holt sie Jamal ab und geht mit ihm einkaufen oder auf den Spielplatz.

Der Dreijährige steckt voller Energie, mal umarmt er seine Mutter stürmisch, mal spielt er mit anderen Kindern und seinem roten Feuerwehrauto, mal quengelt er, wenn er müde oder überreizt ist. Christina Bayon kommt dabei manchmal an ihre Grenzen. Sie hat gelernt, mit dem emotionalen Stress umzugehen. «Wenn er nicht gehorcht und mich ärgert, gehe ich auf den Balkon, um frische Luft zu schnappen und mich zu beruhigen. Meistens läuft er mir dann nach und ist wieder lieb.» Als Säugling hatte er Drei-Monats-Koliken und schrie nachts stundenlang. «Das war eine schlimme Zeit», erinnert sich die

Mutter. Zugleich ist sie stolz darauf, dass sie die Schwierigkeiten bisher gemeistert hat – mit Unterstützung des Vereins HELP! For Families, der Gesprächsrunde Mütter- und Väterunterstützung und vor allem von Claudine Marti, die im Laufe der Jahre zu einer engen Vertrauensperson geworden ist, die ihr in allen Lebenslagen beisteht. «Das Umfeld wird sehr stark gefordert», sagt Claudine Marti, die Christina und ihrem Sohn wöchentlich rund vier Stunden widmet. «Sie braucht jemanden, der ihr zuhört und ihre Probleme ernst



Die Mutter behält ihren quirligen Sohn Jamal im Blick.

nimmt, ihr etwa in der Erziehung von Jamal Ratschläge gibt und sie bestärkt, wenn sie etwas gut macht.» Ausserdem benötigt sie regelmässige psychologische Betreuung durch eine Person, die sie seit langem kennt, und die Unterstützung durch den Kinder- und Jugenddienst Basel (KJD).

Radikale Veränderung und ungewisse Zukunft

Die Mutterschaft hat Christina Bayons Leben radikal verändert: «Ich bin viel erwachsener geworden, seit ich Jamal habe, und ich nehme meine Verantwortung für ihn ernst.» Früher ist sie abends oft mit Freundinnen ausgegangen, jetzt dreht sich alles um das Kind. Sie geht mit ihm einkaufen und trifft sich mit anderen Müttern. Für die Kurse des insieme-Freizeitentrums hat sie heute keine Zeit mehr.

Christina Bayon kommt aus Spanien und spricht mehrere Fremdsprachen. Mühe macht ihr dagegen das Rechnen. Für finanzielle Angelegenheiten hat sie einen Beistand, der von der IV und den Ergänzungsleistungen ihre Rechnungen, Steuern und die Miete bezahlt und ihr wöchentlich 370 Franken für Essen, Kleider, Schuhe und Ausflüge überlässt. Heute kann Christina Bayon die Aufgabe bewältigen. Aber wie sieht die Zukunft aus, wenn Jamal älter wird und seiner Mutter über den Kopf wächst? «Ich hoffe, dass er einen guten Weg macht, nicht wie viele andere Jugendliche heute», sagt sie. Ob sie ihn dann noch unterstützen kann, ist allerdings ungewiss. Claudine Marti: «Sie kann das schon, aber es wird viel Zeit und Begleitung brauchen.» ●

Abschied nehmen vom Kinderwunsch

Isabelle Loth, 35, hat eine leichte geistige Behinderung und lebt alleine in Genf, seit sie sich vor einigen Monaten von ihrem Freund getrennt hat. Auf Kinder zu verzichten fällt ihr schwer.

Aufgezeichnet von Lise Tran

« Mit 19 wünschte ich mir ein Kind. Ich wünschte mir auch ein Auto. Für mich gehörte das irgendwie zusammen, ein Kind haben und Auto fahren. Ich musste zu einem Hirnspezialisten gehen, um abzuklären, ob ich Autofahren könne. Es war nicht möglich. Als der Arzt hörte, dass ich ausserdem ein Kind wollte, dachte er, ich sei auf den Kopf gefallen! Aber sich um ein Kind zu kümmern

ohne Auto... ich konnte mir nicht vorstellen, meine Eltern zu fragen, ob sie mich herumführen werden. Die Behinderung hat die Oberhand gewonnen. Ich habe eine Phase des Widerstands erlebt: «Ich will ein Kind, ich will!» Aber meine Eltern waren dagegen. Sie haben mir gesagt, dass sie keine Lust hätten, für ein Kind zu sorgen, dass es nicht ihre Sache wäre, es zu erziehen, dass dies meine Aufgabe sei.

Nach und nach merkte ich, dass ich nicht in der Art für ein Kind sorgen könnte, wie ich das wollte, da ich ja selbst schon eine Sozialpädagogin brauchte, die mir half, mich zu organisieren. Ich sah auch, dass es bei meiner Schwester nicht so einfach war mit dem Füttern ihres Babys. Und im Kindergarten, wo ich arbeite, sehe ich, dass es manchmal schwierig ist mit den Kindern. Aber das Schlimmste wäre gewe-

sen, wenn man mir gesagt hätte: «Sie sind eine schlechte Mutter, wir werden Ihnen das Kind wegnehmen!»

Ich habe angefangen zu akzeptieren, dass ich nicht Mutter werde. Als meine Schwester mich fragte, ob ich Patin ihrer Kinder werden wollte, sagte ich sofort ja. Das ist eine wunderschöne Aufgabe, das Ausgehen, das Kino...

Heute ist es vorbei... für den Moment. Ich bin Erziehungsassistentin für Kinder, das hilft mir darüber hinweg, dass ich selbst keine Kinder haben werde. Aber es gibt immer noch diesen Kampf in meinem Kopf, der mir sagt: «Mach kein Kind», und meinem Herzen, das mir das Gegenteil sagt. Ich glaube zwar nicht, dass diese Sehnsucht zurückkommt. Aber man weiss nicht, was in Zukunft sein wird. »



Das programmierte Übungsbaby im Ruhemodus in seinem improvisierten Bettchen – während des Lernprogramms in der Wohnschule der Stiftung Arkadis.

Mit dem Baby-Simulator den Ernstfall üben

Elternschaft will gelernt sein. Reden und erklären ist das eine. Viel wirkungsvoller ist allerdings die Praxis mit einem Baby-Modell. Im Lernprogramm Storch+ haben junge Leute vier Tage und drei Nächte eine Puppe bei sich, die lacht, schreit und quengelt wie ein richtiges Baby. Das braucht Durchhaltevermögen und Verantwortungsbewusstsein.

Reportage: Susanne Schanda – Fotos: Daniel Auf der Mauer/13 Photo

Melanie Elias und Martina Kaufmann sehen das Kinderhaben heute differenziert. Sie besuchen die dreijährige Wohnschule der Stiftung Arkadis in Olten und haben 2015 zusammen mit drei weiteren Personen beim Programm Storch+ mitgemacht. Die 25-jährige Melanie Elias erinnert sich: «Auf der Strasse haben die Leute schon etwas komisch geschaut, als sie mich plötzlich mit einem Kinderwagen sahen. Und die Puppe sieht auf den ersten Blick wie echt aus.» Sie hat zusammen mit einem Kollegen von der Wohnschule Familie gespielt: «Als wir einkaufen gingen, hat unser Baby, wir taufte es Jasmine, plötzlich geweint. Wir standen gerade an der Kasse, ich gab ihm den Schoppen, aber es hat weiter geschrien. Dann versuchte ich es mit Wickeln, inmitten all der Leute, das hat mich total gestresst.»

Die 24-jährige Martina Kaufmann war mit ihrem Übungsbaby, das Leo hiess, gerade im Zug unterwegs, als es zu schreien begann. «Und

dann musste ich nachts so oft aufstehen, weil das Baby weinte. Das fand ich sehr anstrengend. Nach vier Tagen hatte ich ein grosses Schlafmanko.» Beide jungen Frauen haben aus Interesse am Programm Storch+ mitgemacht, aber sie hatten keinen expliziten Kinderwunsch. Daran hat sich nichts geändert. Aber die Erfahrung möchten sie nicht missen und empfehlen sie allen jungen Leuten: «Da merkt man wirklich, wie intensiv und anstrengend das ist. Die meisten Leute haben ja keine Ahnung.»

Aus der Erfahrung eigene Schlüsse ziehen

Der Baby-Simulator wurde bereits in den 1990er-Jahren in den USA erfunden, mit dem Ziel, die zahlreichen Teenager-Schwangerschaften zu reduzieren. «Dies ist nicht unser Ziel», betont die Psychologin Dagmar Orthmann, die an der Universität Freiburg mit dem Baby-Simulator das Lernprogramm Storch+ für junge

Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung entwickelt hat: «Die Personen sollen die Erfahrung machen und selbst ihre Schlüsse daraus ziehen.»

Der Baby-Simulator ist eine Puppe, die in Grösse und Gewicht einem drei Monate alten Baby entspricht. Aufgrund von Protokollen echter Mütter über die Gewohnheiten von Babys werden die Puppen so programmiert, dass sie sich wie echte Babys verhalten. «Das Weinen hört sich verschieden an bei Müdigkeit, Schmerz oder Hunger», erklärt Dagmar Orthmann.

In einer Einführungsveranstaltung werden die jungen Menschen über die Funktionsweise des Simulators informiert und angeleitet, worauf sie achten müssen: etwa den Kopf gut stützen und das «Baby» nie schütteln. Dann nehmen sie es nach Hause und kümmern sich vier Tage und drei Nächte selbstständig um die Bedürfnisse, die es äussert. Die «Mütter» und «Väter» sind durch einen Chip am Armband mit einem zentralen Rechner verbunden, der lückenlos aufzeichnet, wie die «Babys» versorgt werden. So erkennt



Die Psychologin Dagmar Orthmann zeigt, wie man ein Baby hält.

man, ob sie richtig angezogen waren, ob eines zu Boden gefallen oder der Kopf nicht gut gestützt war. «Dabei spüren sie gut, was es bedeutet, für ein Baby verantwortlich zu sein», sagt Dagmar Orthmann.

Schlüsselkompetenzen des Erwachsenwerdens

Sie bietet das Programm im Sinn einer Allgemeinbildung an, nicht nur bei Menschen mit explizitem Kinderwunsch. «Dabei werden Schlüsselkompetenzen des Erwachsenwerdens vermittelt wie Durchhaltevermögen, Verantwortung und Selbstständigkeit. Bei einer jungen Frau war ihr Vater überrascht, mit welcher Freude seine Tochter die anstrengende Aufgabe angenommen hat.»

Bei der Auswertung wird auch darüber gesprochen, was es kostet, ein Kind zu haben, was es bedeutet, wenn das Kind grösser wird,

und weitere Fragen, die einem beim ersten Blick auf ein Baby nicht gerade einfallen.

Martin Zumsteg, der das Projekt in der Wohnschule als Sozialpädagoge begleitet hat, fand es ausgesprochen spannend. «Ich war beeindruckt, wie selbstständig die jungen Leute an ihre Aufgaben herangingen. Ich stand als Ansprechperson zur Verfügung, wurde aber nur selten beansprucht.» Wichtig sei, dass das Programm ernsthaft begleitet und diskutiert werde. Dagmar Orthmann kam zwei Mal in die Wohnschule, einmal für eine Einführung und am Schluss für die Auswertung. Dabei wurde die Selbsteinschätzung der jungen «Mütter» und «Väter» mit den aufgezeichneten Daten verglichen. Bisher hat die Wohnschule der Stiftung Arkadis das Projekt zwei Mal durchgeführt. Martin Zumsteg fände eine Wiederholung wünschenswert, denn inzwischen sind neue Personen in die Wohnschule eingetreten, für die der Lehrgang nützlich sein könnte, konkret geplant sei aber vorläufig nichts.

Das Material kann von Fachpersonen bei Dagmar Orthmann zusammen mit einem Handbuch bestellt werden. Auf Wunsch bietet sie auch eine Schulung für Fachpersonen, die das Programm anschliessend selbstständig anleiten können. Am einfachsten sei es in einer Wohneinrichtung durchzuführen, sagt Dagmar Orthmann. Sie wünscht sich, dass es ins Curriculum von Berufsschulen aufgenommen wird: «Der Umgang mit Babys sollte genauso zur Ausbildung gehören wie Kochen und Putzen.» ●

Unterstützung für Eltern mit geistiger Behinderung und ihr Umfeld

Beratung zum Thema Elternschaft bietet insieme Schweiz mit der Fachstelle Lebensräume (Simone Rychard, Psychologin) an. Die Fachstelle koordiniert zudem das «Netzwerk Elternschaft von Menschen mit geistiger Behinderung» und veröffentlicht 2x jährlich einen Infobrief. 031 300 50 20; srychard@insieme.ch www.insieme.ch > Lebensräume > Elternschaft

Neu gibt es die Sozialpädagogische Wohnbegleitung für Mütter mit kognitiver Beeinträchtigung und ihre Kinder von Andrea Müller im Kanton Aargau. Ein langfristiger Aufenthalt im Wohnhaus ist möglich, um grösstmögliche Stabilität für die Kinder zu erlangen: www.mukiwo.ch

Die Sozialpädagogische Familienbegleitung (SpFplus) unterstützt Familien und Einzelpersonen: www.spfplus.ch

Betreute Wohnmöglichkeiten für Mutter und Kind; in den Kantonen Aargau und Bern gibt es auch Angebote für Eltern und Kind: www.mutterkindwohnen.ch

«Wir müssen diese Fälle aber auch nicht dramatisieren»

Die Sexualpädagogin und Erwachsenenbildnerin Catherine Agthe Diserens spricht über ethische und praktische Fragen, die sich stellen, wenn Menschen mit geistiger Behinderung Eltern sind oder dies werden wollen.

Interview: Lise Tran

Wie hat sich in den letzten Jahren die Diskussion über Menschen mit geistiger Behinderung als Eltern verändert?

Vor dreissig Jahren wurden sie noch als asexuelle Wesen betrachtet. Dass sie auch Eltern sein könnten, war undenkbar. Heute macht die Erklärung der sexuellen Rechte durch die International Planned Parenthood Federation (IPPF) keinen Unterschied zwischen der Sexualität von Menschen mit oder ohne Behinderung. Die Fortpflanzung gehört zu den Menschenrechten. Aber wenn man ein Recht hat, heisst das nicht, dass man es um jeden Preis in die Praxis umsetzen soll! Kurz gesagt: In den vergangenen Jahrzehnten hat eine radikale Veränderung in der Anerkennung von Menschen mit geistiger Behinderung als sexuelle Wesen stattgefunden.

Das Recht auf Fortpflanzung kollidiert manchmal mit dem Recht des zukünftigen Kindes...

Es gibt ein komplexes ethisches Spannungsfeld zwischen dem Kinderwunsch der behinderten Person und dem Recht des Kindes, in eine möglichst geeignete Umgebung hinein geboren zu werden. Es ist heikel, das eine dem anderen vorzuziehen, denn die Entscheidung hängt vom Kontext und von der Art der Behinderung ab. Man muss also abklären, welche Erziehungskompetenzen das Paar hat und welche Unterstützung zur Verfügung stehen würde. Im Namen des Kindes müssen wir auch prüfen, wer diese Elternschaft tat-



Die Sexualpädagogin Catherine Agthe Diserens.

sächlich ausüben würde. Das Paar selbst? Die Grosseltern? Eine Betreuerfamilie?

Ist es heute für Menschen mit einer geistigen Behinderung einfacher, Eltern zu werden?

Nein. Aber die Gesellschaft steht dem Thema heute offener gegenüber. Je nach Umfeld kann man darüber sprechen und Lösungen finden. Es gibt zwar Unterstützungsangebote, aber es muss gesagt werden, dass in der Schweiz Begleitdienste für Elternschaft mit speziell ausgebildeten Fachleuten fehlen. (Im Gegensatz zum Angebot «Begleitete Elternschaft» in Deutschland, Anm. der Redaktion.)

Wie drückt sich der Kinderwunsch aus?

Was mir am häufigsten begegnet, sind alleinstehende Frauen in Einrichtungen, die von ihrer Sehnsucht sprechen, schwanger zu sein und Mutter zu werden. Manche äussern diesen Wunsch, während sie mit ihrer Puppe spielen, andere pochen darauf, dass sie ein Kind machen werden. Die Betreuungspersonen fragen sich, wie ernst solche Aussagen zu nehmen sind. Vielleicht leidet die Person, dann muss man ihr Zeit lassen. Wir müssen diese Fälle aber auch nicht dramatisieren: Es kann sich um Nachahmung handeln, um eine Art magischen Denkens oder um Provokation, denn das Thema berührt das familiäre und berufliche

Umfeld. Einen grossen Bauch wollen, ihn vorzeigen, das ist auch eine Art zu sagen: «Schaut, ich bin wie alle anderen!» Was die Romandie betrifft, kann ich sagen, dass die ernsthaften und wiederholt geäusserten Kinderwünsche nicht sehr häufig sind.

Wie reagieren die Eltern, wenn ihre Kinder selbst Eltern werden wollen?

Das ist nicht einfach für sie, denn es bedeutet, dass sie mit ihrem Kind die Behinderung ansprechen müssen. Eine Mutter hat Kontakt zu mir aufgenommen, weil ihre zwölfjährige Tochter sich in den Kopf gesetzt hat, dass sie «ein Baby machen» werde. Aber wenn sie immer von einem Baby spricht, heisst das noch nicht, dass sie dies in Zukunft auch in die Realität umsetzen wird. Ich habe dieses Mädchen darauf aufmerksam gemacht, dass nicht alle in unserer Gesellschaft Kinder hätten, dass manche Paare unfruchtbar seien oder manche Frauen keine Kinder haben wollen. Lassen wir unsere Kinder träumen, solange sie jung sind. Dieses Mädchen hat ein Recht zu fantasieren. Immer zu wiederholen «nein, du wirst kein Kind haben», das ist einfach zu hart. Probieren wir, mit ihnen doch etwas menschlicher zu sein, während sie aufwachsen.

Welchen Rat geben Sie Eltern, die nicht wissen, wie sie mit dem Kinderwunsch ihrer Kinder umgehen sollen?

Wir müssen aufpassen, dass wir nicht zu stark unseren eigenen Kummer auf sie projizieren, wenn es darum geht, ihnen begreiflich zu machen, dass Eltern zu werden für sie nicht möglich sein wird. Ein Vater hat an einem Elternabend etwas sehr Schönes gesagt: «Ich muss meiner Tochter erklären, dass sie kein Kind haben wird. Darüber wird sie sehr weinen. Aber ich bin nicht sicher, ob ihr Kummer tatsächlich so stark sein wird, wie ich mir das vorstelle. Unsere Kinder mit einer geistigen Behinderung sind daran gewöhnt, zu verzichten, und wenden sich danach neuen Möglichkeiten zu.»